

Das Schweigen der Frauen

Der Mann kümmert sich um die Welt. Die Frau sich um sein Privatleben. Diese Lektion inszeniert das amerikanische Präsidenten-Duo fürs patriarchale Lehrbuch. Ein Essay.

Von Jürgmeier

Bill Clintons Gemäch ist in (fast) aller Munde. Aber seine Frau und Mutter beteuert: «Alle Anschuldigungen sind unwahr. Absolut.» Der Mann an ihrer Seite beschwört die indiskrete «Pressemeute»: «Ich muss wieder zu meiner Arbeit für das amerikanische Volk zurückkehren.» Und sie doppelt nach: «Wir können uns nicht erlauben, einen Präsidenten abzulenken.»

War er nun standhaft, oder war er's nicht? Das ist, zeitweise, die Frage, die, weltweit, am meisten zu beschäftigen scheint. Wie es wirklich war und ist – wir werden es nie erfahren, was immer auch Clinton noch «gestehen» mag oder nicht. Bedeutungslos, welches der Märchen, die uns aufgetischt werden, stimmt. Wichtig ist die Moral von der Geschichte: Das Schlimmste, was dem Mann passieren kann, ist nicht, dass «es» ihm nachgewiesen wird, sondern dass «es» ihm, irgendwann, keine und keiner mehr zu traut.

Die neusten Umfragewerte von Clintons Popularität «gingen hoch wie eine Rakete» und sind, so der Late-night-Talker David Letterman, «so verdammt hoch, dass Clinton bereits seinen nächsten Skandal plant». Schliesslich hat er einen Ruf zu verlieren. Die Amerikanerinnen und Amerikaner, die einen sattem bekannten «Frauenhelden» zweimal zum Präsidenten gewählt haben, trauen diesem alles zu. Die Affären und eine feste Hand im Golf. Und dafür lieben sie ihn. Das Doppelspiel – hie offizielles Dementi, da Anheizen der öffentlichen Phantasie über präsidentale Penisbewegungen – ist einmal mehr aufgegangen. «Ein wahrhaft titanischer Akt» nennt es der Berner Psychologe und Paartherapeut Klaus Heer. «Götter können es sich leisten, gefährlich zu leben. Sie können auf die Erde kommen, vergewaltigen und plündern, unsere Töchter rauben und unsere Söhne in Spatzen verwandeln. Aber wenn ein Mensch anfängt, sich für einen Gott zu halten, finden sie Mittel und Wege, ihn zu demütigen», lässt Joe Klein alias Anonymus den Präsidentschaftskandidaten Jack Stanton in seinem Schlüsselroman «Primary Colors» warnen. Stanton alias Clinton kontert: «Noch bin ich da, und freiwillig werde ich nicht abtreten.» Was mich nicht umbringt, macht mich stark. Einmal stirbt jeder. Aber bis dahin kann mir nichts passieren.

Solche Allmachtsphantasien mögen Grund dafür sein, dass Männer – die sich gerne so rational geben – sich in sexuellen und emotionalen Angelegenheiten immer mal wieder ziemlich unüberlegt, ja, dummlich verhalten. Wenn auch nicht gleich alle so dick auftragen wie jener St. Galler Hochschulprofessor, der sich und seine Ehefrau dem öffentlichen Gespött auslieferte, als er – blutt und von einer Prostituierten eingeschlossen – die Polizei alarmierte und sich damit selbst öffentlich den Prozess machte. Rita Dolder beschreibt in ihrem Buch «Susanne D.», wie sich Stände-, National- und Bundesräte gedankenlos in aller Öffentlichkeit mit ihr, einer damals nicht gerade unbekannten Berner Prostituierten, zeigten. Und der amerikanische Präsidentschaftskandidat Gary Hart hetzte sich 1988 die Medien eigenmündig auf den Hals, als er sie aufforderte, «ihn auch auf privaten Wegen zu beschatten, um sich von seiner Untadeligkeit zu überzeugen. Die Medien folgten dem Appell und fotografierten ihn kurz darauf beim Schmusen mit einer Frau, die halb so alt war wie er. Aus der Lebensström vom Weissen Haus, eigenhändig ohne Not zertrümmert» (Beatrice Schlag in «Facts»).

Obwohl, so Klaus Heer, nach neusten Ergebnissen der Sexualforschung aussereheliche Sexualität bei Männern und Frauen gleichermassen «verbreitet» ist, «verraten» sich Männer sehr viel häufiger als Frauen. Natürlich auch, weil Männer die Kleiderpflege allzugern Frauen überlassen. Im übrigen, vermutet Klaus Heer, litten Männer in Beziehungsfragen unter einer Art «Betriebsblindheit, einem toten Winkel im Rückspiegel». Sie könnten sich nicht in die ganze Beziehungssituation, in die mitbetroffenen Frauen einfühlen und sähen deshalb nicht, «welche Möglichkeiten die Frauen haben, ihnen auf die Schliche zu kommen. Sie verhalten sich nach dem Motto – wenn ich die Augen schliesse, sieht mich auch die Frau nicht.»

Der Zürcher Psychiater und Sexologe Peter Gehrig schmunzelt ob solch magischen Praktiken: «Es ist doch beruhigend, dass das Irrationale noch einen Platz hat. Sonst wären wir Roboter, Maschinen.» Um dann den Blick auf Profaneres zu lenken: «Macht gibt auch eine Pseudosicherheit, regt zu Allmachtsphantasien an.» Oder der Basler Psychologieprofessor Udo Rauchfleisch im Klartext: «Ich denke, Clinton ist überzeugt, dass er so unwiderstehlich ist, dass die Frauen ihn nicht verraten.»

Wenn es die Lewinsky-Affäre nicht gegeben hätte, Clintons Berater hätten sie erfinden müssen.

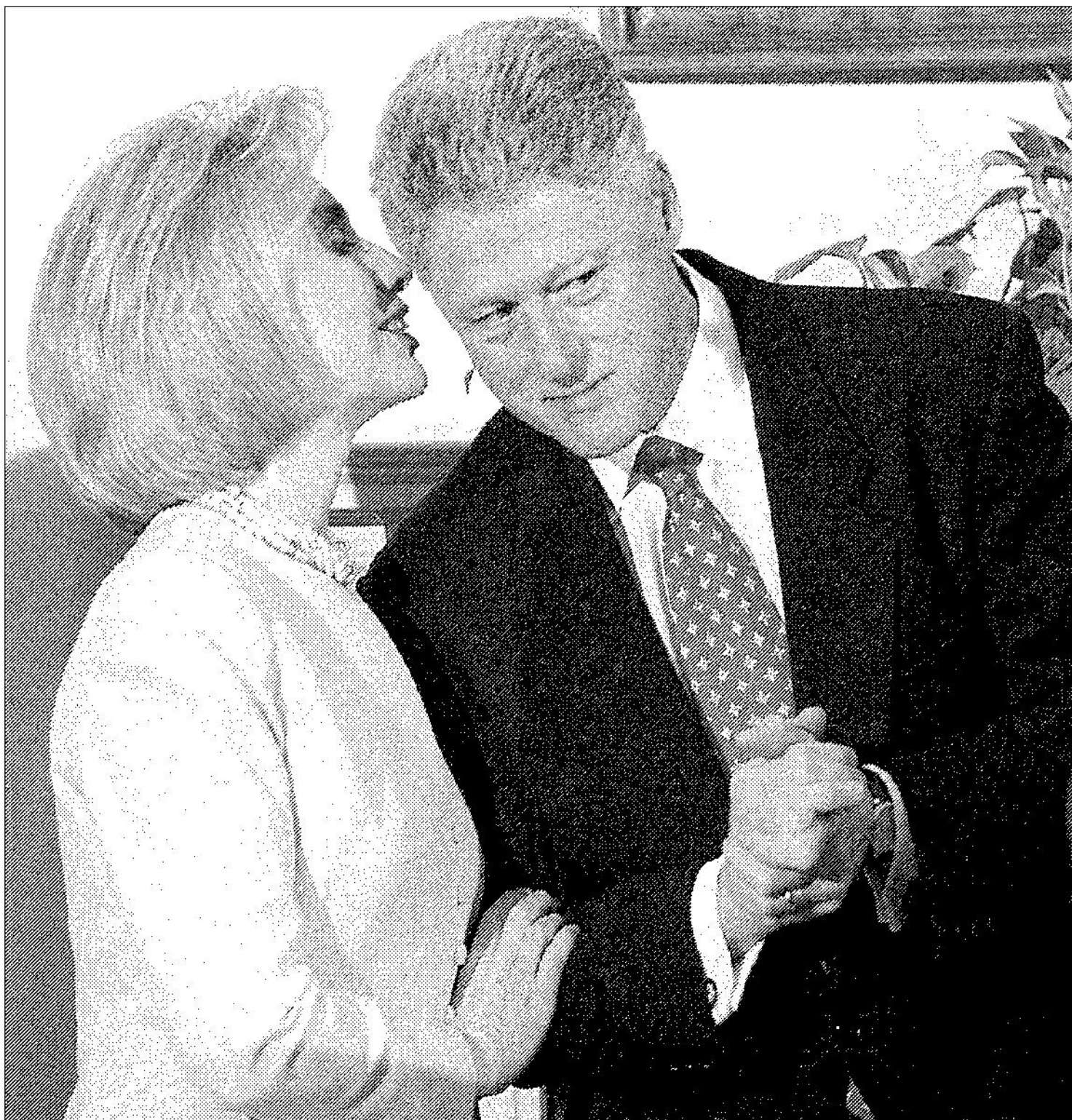


BILD EPA PHOTO

Die Schicksalsgemeinschaft Clinton & Clinton: Wird sie ihn fallen lassen wie eine tote Ratte, wenn die Scheinwerfer ausgehen werden?

Macht macht blind. Das gilt auch für den ganz gewöhnlichen Mann. Blind auch gegenüber den zumindest ansatzweise veränderten Geschlechter-Verhältnissen. Blind dafür, dass nicht mehr alle Frauen «hochkarätige» sein wollen, die «schweigen, wenn sie ein Verhältnis haben mit einem Star» (Eva Gesine Bauer, «SonntagsZeitung»). Männer «verrechnen» sich. «Da hat er gedacht, Cashmere McLeod würde so verdammt stolz darauf sein, dem Gouverneur einen blauen zu dürfen, dass sie's nie ausplaudern würde, das süsse Geheimnis. Es in ihrem Herzen bewahren würde bis ins Grab, in der Hoffnung, dass er ab und zu heimlich 'ne Rose drauflegt.» Schreibt Joe Klein, der durchaus zu dem Clinton freundlich gesinnten Umfeld gezählt wird.

Männer «verrechnen», Männer «verraten» sich. Ohne Absicht. Aber es hilft ihnen, als wär's von langer Hand geplant. «Der Mann» ist sich seiner erotischen Ausstrahlung und sexuellen Potenz weit weniger sicher als «die Frau». Zu ihrer Inszenierung braucht er immer eine Frau, eine reale oder eine angebliche. Da wird der öffentliche Klatsch zum hilfreichen Potenzbeweis. Die vordergründig angeekelt verurteilte Verbreitung sexueller «Geschichten» erspart dem US-Präsidenten die öffentliche Prüfung männlicher Potenz, wie sie, so der Ethnologe Hans Peter Duerr, in früheren Jahrhunderten etwa praktiziert wurde. «So wurde beispielsweise im Jahre 1433 in York eine weibliche Zeugin bestellt, die auf handgreifliche Weise feststellen sollte, ob der Penis eines von seiner Frau als impotent bezeichneten Mannes auch bei Variation der Partnerin schlaff blieb» (H. P. Duerr in seinem Buch «Nacktheit und Scham»). Hillary Rodham Clinton wird immerhin der präsidentale Omnipotenz ziemlich abträgliche Ausspruch nachgesagt: «Ich brauche es öfter als zweimal im Jahr!»

Die jüngste, die «Lewinsky-Affäre» – die Clinton anfänglich ernsthaft zu gefährden schien –, machte ihn, gekoppelt mit der männlichen Kriegsgebärde im Irak, «stärker» als je zuvor. Die «Lewinsky-Affäre» löschte, bis auf weiteres, den für das präsidentale Image weit bedrohlicheren «Fall Paula Jones» aus dem öffentlichen Gedächtnis. Den Fall jener

Staatsangestellten, vor der er die Hosen heruntergelassen und verlangt haben soll: «Kiss it!» Eine Dienstleistung, die dem Präsidenten verweigert wurde. Worauf er gesagt haben soll: «Du bist ein kluges Mädchen, das bleibt unter uns.» Das Mädchen erwies sich – so schnell wird das Opfer zur Täterin – als böses. Und die kommen, bekanntlich, nur in Büchern überallhin. In Washington und Hollywood werden sie diffamiert. Wie in «Disclosure» («Enthüllung») auf der Leinwand vorinszeniert, wird in der Kampagne gegen Paula Jones suggeriert: Eine Frau, die behauptet, belästigt oder vergewaltigt worden zu sein, lügt. Weil sie nicht bekommen hat, was sie wollte. In Umkehrung angeblicher Wirklichkeit liess ihr Clinton, sozusagen als Vergleich, die Erklärung vorlegen: «Es kann durchaus sein, dass ich Paula Jones irgendwann getroffen habe. Sie hat sich kein unangebrachtes oder sexuell anzügliches Verhalten zuschulden kommen lassen.» Es kam nicht zur gütlichen Regelung. Das Bild des Präsidenten mit zusammengeorgelten Hosen auf den Schuhen und verlorenem Penis macht demonstrativ deutlich: Er kann nicht jede haben. Jede «Hausfrau», jede «Schlampe» – beide Chiffren werden Paula Jones angehängt – kann den «mächtigsten Mann der Welt», kann jeden Mann abweisen. Allmacht ade. Die «Lewinsky-Affäre» – obwohl eher an Fast sex mit Dienstleistungs-Charakter denn an leidenschaftliche Hingabe erinnernd – vertauscht das Bild des stehengelassenen Präsidenten mit dem Bild des Schwerenöters, der, womöglich, wieder einmal weiblicher Verführung nachgegeben hat. Gutmütiges Opfer einer zijährigen Praktikantin, die mit allen Mitteln präsidentale Nähe gesucht haben soll. Die sexuelle Belästigung und Niederlage wird ersetzt durch die reale oder angebliche Affäre. Wenn es sie nicht gegeben hätte, Clintons Berater hätten sie erfinden müssen. Damit ein für allemal klar ist: Er treibt es mit jeder. Wenn das keine Omnipotenz ist.

Die «Lewinsky-Affäre», initiiert oder nicht, ist einer der unzähligen Befreiungsschläge, zu denen Männer immer mal wieder greifen. Nichts bedroht «den Mann» mehr als die Abhängigkeit, die Abhängigkeit von «der Frau». Immer droht «dem Mann» der Pantoffelheld. In einem aktuellen Witz hält das Ehepaar Clinton an einer Tankstelle,

die einem Jugendfreund von Hillary gehört. Bill spottet: «Stell' dir vor, du hättest den geheiratet, dann würdest du jetzt den Rest deines Lebens Benzintanks auffüllen.» «Neins», sagt Hillary, «dann wäre er jetzt Präsident.»

Der solcherart verhöhnte Mann kann seine Position nur durch Gewalt oder öffentliche Demütigung «der Frau» zurückgewinnen. Er muss vor aller Welt deutlich machen: Ich brauche dich nicht. Ich kann jede Frau der Welt haben. Paradoxerweise gerät er gerade dadurch in noch grössere Abhängigkeit. Denn jetzt ist er auf das allumfassende Verstehen und Verzeihen der Frau und Mutter angewiesen, die ihn vor dem Zorn der «Mutter Nation» schützt. Darauf, dass sie öffentlich zu ihm «steht». Ihn nicht, wie es die «Emanze» Hillu Schröder mit ihrem untreuen Ehegatten tat, mitten in der Nacht vors ungeheizte Rathaus karrt. Hillary Rodham Clinton hat, wahrscheinlich schmerzlich, ihre Lektion gelernt und lehrt sie jetzt alle anderen Frauen: «Die Frau» kann nur Präsidentin sein, wenn sie zu ihrem Mann hält. Hillu Schröder muss zusehen, wie ihr Mann sich in diesen Tagen mit seiner vierten Frau als Kandidat feiern lässt. Mit dem Management der privaten Schwächen ihres Mannes macht Hillary Rodham Clinton deutlich, welche Rolle «die Frau» zu spielen hat. Die Clinton-Affäre ist vor allem anderen auch ein patriarchaler Präventivschlag gegen die immer wieder an die Wand gemalte Machtergreifung des Feminismus.

Bill Clinton aber, der «mächtigste Mann der Welt», wird sich insgeheim vor dem Tag fürchten, an dem sie zu reden beginnen, die Frauen in seinem Leben. Darüber, wie es wirklich war. Und das ist meist sehr viel banaler als das Gerücht. Vor dem Tag, an dem ihn die Frau und Mutter nicht mehr raushaut. Nicht mehr redet, wenn's ihm die Sprache verschlägt. Nicht mehr schweigt, wenn er etwas zu sagen hat. Insgeheim spürt «der Mann» – seine Macht ist auf das Schweigen «der Frauen» gebaut. «Als die Scheinwerfer ausgingen, liess sie seine Hand fallen wie eine tote Ratte», schreibt Joe Klein über eine Talk-Show mit den Stantons. Clinton muss grauenhafte Angst vor dem Tag haben, an dem sie es vor der Kamera tut. Und die Angst vor «der Frau» hat schon oft den Boden für Schlimmeres als (angebliche) Affären bereitet.